

JULIE BUXBAUM
Wie die Liebe sein soll

Buch

Emily Haxby müsste eigentlich glücklich sein: Sie lebt in einem schicken Apartment in Manhattan, hat einen lukrativen Job in einer großen Anwaltskanzlei, und ihr Freund Andrew ist ein Traummann, wie er im Buche steht. Doch ausgerechnet als er um ihre Hand anhält, ist sie sich plötzlich ihrer Gefühle nicht mehr sicher. In einer Kurzschlusshandlung beendet sie die Beziehung. Sie kann weder ihren engsten Freunden noch sich selbst erklären, warum. Eines ist ihr aber klar: Der Grund liegt nicht bei Andrew, sondern bei ihr. Genauer gesagt: in ihrem tiefsten Inneren. Systematisch beginnt sie nun, all ihre Lebensbereiche in Frage zu stellen – und erlebt dabei einige Überraschungen ...

Autorin

Julie Buxbaum, geboren 1977 in Rockland County, New York, studierte an der University of Pennsylvania und an der Harvard Law School. Sie arbeitete zwei Jahre als Prozessanwältin in New York und Los Angeles, bis ihr auffiel, dass sie mehr als 730 Tage die Sonne nicht mehr gesehen hatte. Mit einem Neujahrsvorsatz kündigte sie ihren Job und begann mit der Arbeit an ihrem ersten Roman: »Wie die Liebe sein soll«.

Mehr über die Autorin unter www.juliebuxbaum.com

Julie Buxbaum

Wie die Liebe
sein soll

Roman

Deutsch
von Renate Reinhold

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
»The Opposite of Love« bei The Dial press,
A Division of Random House, Inc., New York.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. 565-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2009

Copyright © 2008 by Julie Buxbaum

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagfoto: Collage: Getty Images/Eastnine Inc.

Redaktion: Kerstin von Dobschütz

KA · Herstellung: Str.

Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-46817-1

www.goldmann-verlag.de

Für meinen Vater,
in Liebe und Dankbarkeit

Und für meine Mutter,
die geliebt und erinnert wird,
jeden Tag

PROLOG

Dein Bild hängt bereits am Kühlschrank. Schwarz-weiß, zehn mal fünfzehn Zentimeter – du wirkst ganz natürlich, unbefangen, du hast es dir gemütlich gemacht und zeigst dich im Profil. Du, in mir.

Ich weiß: Ich esse massenhaft rotes Fleisch, fluche ausgiebig, singe laut und falsch, aber dafür mit Inbrunst. Ich weine, wenn mir danach zumute ist, lache in den unpassendsten Momenten, studiere die Todesanzeigen und Heiratsanzeigen in der New York Times und lese sie laut und in der genannten Reihenfolge.

Du: Du wiegst weniger als einen halben Liter Milch. Du bist nicht länger nur ein abstrakter Gedanke. Du bist ein Mädchen.

Als der Arzt es uns heute mitteilte, klatschte er in die Hände, als wäre das Ganze sein Verdienst. Als hätte er dieses verblüffende, wunderbare Ereignis heraufbeschworen, deine Verwandlung vom Abstrakten zum Konkreten, vom Es zu einem kleinen Mädchen. Ich wollte ihn nicht enttäuschen, aber wir wussten die ganze Zeit schon, dass ich eine Tochter haben würde, schon von der Minute an, in der uns klar wurde, dass ich schwanger war, und genauso sicher waren wir uns, dass wir dich Charlotte nennen würden. (Dein Dad korrigiert mich andauernd – wir sind schwanger, sagt er, nicht nur du –, aber er hat gut reden. Seine Knöchel sind nicht angeschwollen, und er hat keine Brüste, die sich wie mit Wasser gefüllte Luftballons anfühlen. Es mag ja sein, dass er ein Kind erwartet, aber schwanger bin ich.)

»Millionen Frauen vor dir haben auf solche Teststreifen gepinkelt. Du kannst das, Emily.« Mit diesen Worten gelang es deinem Dad schließlich, mich ins Badezimmer zu bewegen, damit unsere Vermutung endlich bestätigt würde. Doch weil ich so nervös war,

dauerte es noch gute eineinhalb Stunden, bis ich mich in die Nähe der Toilette wagte, und danach zog es sich noch eine weitere Stunde hin, weil dein Dad mir ins Badezimmer folgte und ich vor Nervosität nicht pinkeln konnte. Aber schließlich tat ich das, was Millionen Frauen vor mir getan haben, und plötzlich hatten wir es schwarz auf weiß, das Zeichen für positiv, das uns schließlich – nach dreimaligem Vergleich mit der Abbildung auf der Packung und einem Anruf bei der Servicenummer und mehrmaligem Pinkeln auf wei-tere Teststreifen – die ersehnte Gewissheit lieferte.

Daraufhin wusste ich plötzlich – und hinter diesem Wissen steckte mehr als ein Wunsch, ja, es war mir fast ein Bedürfnis –, dass du ein Mädchen sein würdest. Und ich wusste auch, dass Nächte wie diese kommen würden – ich freute mich fast auf sie –, Nächte, in denen ich wach im Bett liegen würde, deinen schlafenden Dad an meiner Seite, und meine Gefühle zwischen freudiger Erregung und Furcht hin und her pendeln würden.

Dein Dad, der ein sonnigeres Wesen hat als ich, der unter der Dusche singt und nicht beständig den Drang verspürt, auf Holz zu klopfen, dessen Körper sich in diesem Moment an den meinen schmiegt, dessen Augenlider zucken, während er von Superman träumt oder im Traum bei einer Feier ihm zu Ehren eine Dankesrede schwingt, dein Dad hält mein Bedürfnis, mein Leben anhand von Worten und Fotos für dich zu dokumentieren, für eine Art morbiden Zeitvertreib. Er kann nicht nachvollziehen, warum ich mich für die in seinen Augen nebensächlichen Widersprüche des Lebens interessiere – die Trennungslinie zwischen Liebe und dem Gegenteil von Liebe, zwischen Festhalten und Loslassen.

Doch so einfach verhält es sich damit nicht. Dieses chronische Aufzeichnen von Ereignissen, das manchmal einem Verfassen von Nachrufen gleichkommt, ist mehr als eine bewusste Entscheidung meinerseits. Manchmal versuche ich, die Zeit zurückzudrehen, mich an die Zeit vor zwanzig Wochen zu erinnern, als du nichts weiter warst als eine Vorstellung, ein Wunschtraum, nachts, wenn

wir dalagen und keinen Schlafanden. Aber schon damals – in dieser Welt vor dir – verspürte ich diesen seltsamen Drang, die Erinnerungen zusammenzutragen und unauslöschlich für die Nachwelt zu bewahren. Dafür zu sorgen, dass jegliche zeitliche Trennungslinien auch in der Zukunft jederzeit überwunden werden können: Du wirst mich immer hier finden, hier in diesen Seiten, selbst lange noch, nachdem ich von dir gegangen bin.

Und seien wir mal ehrlich, wer weiß denn schon, wie lange ich noch hier sein werde? Die Frauen in unserer Familie werden bekanntlich nicht sehr alt.

Aber das ist eigentlich nicht der Kernpunkt der Sache, denn egal zu welchem Zeitpunkt ich gehe, sei es mit dreiundvierzig oder dreiundachtzig, du wirst unweigerlich vieles über mich vergessen. Dieses Vergessen eines Menschen, der verstorben ist, ist Segen und Fluch zugleich: Du kannst es dir nicht aussuchen, was mit der Zeit dem Vergessen anheimfällt und was bleibt und dich mitten in der Nacht heimsucht, dein Gehirn mit Erinnerungen quält, während dein Mann neben dir träumt, wie er wie Spiderman Häuserwände hochklettert.

Meine eigene Mutter, nach der wir dich nennen werden, ist mir inzwischen zum großen Teil abhandengekommen, reduziert auf ein paar Anekdoten, die man von Zeit zu Zeit hervorkramt, und ein paar ziemlich willkürlich geschossene Fotos. Also sollte ich nicht sagen, abhandengekommen, sondern vielmehr, mein Bild von ihr ist verzerrt, gefiltert. Und auch wenn ich bisweilen Trost finde in dieser retuschierten Abbildung jener Frau, die sie einst war, sehne ich mich in Nächten wie dieser nach dem Original.

Das Original. Fleisch und Blut.

Vielleicht haben in gewisser Weise die Nachwirkungen dieses Verlustes – nämlich dass von meinen Erinnerungen nur noch Bruchstücke übrig sind – mehr Wunden bei mir hinterlassen als der Verlust selbst. Die Wahrheit ist, ich habe nie Fahrradfahren gelernt, weil man das Fahrradfahren nicht mehr vergessen kann,

wenn man es einmal gelernt hat. So ein Mensch bin ich: Ich sehne mich nach Erinnerungen und fürchte mich gleichzeitig vor den Verpflichtungen, die sie mit sich bringen. Da gibt es einerseits das Vergessen, bei dem sich die Erinnerungen Stück für Stück in nichts auflösen, und da gibt es andererseits die Unmöglichkeit des Vergessens, das dicke, undurchlässige Narbengewebe, das ein Vergessen verhindert. Beide suchen mich auf ihre Weise heim.

Du wirst nie den Menschen kennenlernen können, der ich einmal war, in der Zeit vor dir, ehe ich quasi ich selbst wurde. Aber damit musst du leben, genauso wie ich damit leben muss; diese Geschichte, wie es zu dir kam, wie es zu uns kam, hinterlasse ich dir.

Und jetzt, da dein Bild am Kühlschrank hängt, jetzt, da ich die Rolle einer Matroschka übernommen habe, jetzt, da es fortan für mich ein Leben ohne dich nicht mehr geben wird, jetzt gebe ich alles weiter, was ich irgendwie konservieren kann: Ich gebe dir die Geschichte, wie es dazu kam, dass wir zu einer Familie wurden – die Geschichte von deinem Dad und mir, von Ruth und Grandpa Jack, meinem eigenen Vater, der in dieser Nacht ebenfalls nicht an Schlaf denkt, sondern damit beschäftigt ist, deine rosafarbene Wiege zusammenzubauen. Ich liebe und lebe und hinterlasse dir diese Geschichte von der Trennungslinie, jener zwischen Erinnern und Vergessen, Bindung und Befreiung, Zurückgelassenwerden und Zurücklassen.

Immer geht es um diese Trennungslinie, sie trennt mich von meiner Mutter. Sie trennt mich auch von dir.

E I N S

Letzte Nacht träumte ich, ich hackte, wie ein japanischer Koch, Andrew in hundert mundgerechte Stücke und verzehrte sie, eins nach dem anderen. Er schmeckte wie Hühnchen. Danach war ich zwar satt, aber gleichzeitig irgendwie enttäuscht. Ich hatte eigentlich Lust auf Steak gehabt.

Ich habe vor, diesen Traum zu vergessen. Ich werde die körnige Konsistenz von Teriyaki-Andrew aus meinem Gedächtnis tilgen. Das trockene Gefühl in der Kehle beim Hinunterschlucken. Ich werde diesen Traum komplett aus meinem Bewusstsein verbannen, sodass es weder beharrliche Nachklänge noch verstörende Déjà-vu-Erlebnisse geben wird, auch wenn ich die Möglichkeit einräume, dass dieser Traum der Auslöser der ganzen Geschichte war, dass er mich unaufhaltsam zu diesem Moment geführt hat.

Denn mir ist in dieser Minute bereits klar, dass, im Gegensatz zu meinem Traum – der ja quasi in einer Sackgasse endete –, dieser jetzige Moment haften bleiben wird. Ich erlebe gerade etwas, an das ich mich fortan stets erinnern werde.

Heute mache ich mit Andrew Schluss in einem Restaurant, in dem auf den Tischen Malstifte und auf dem Boden Erdnusschalen liegen. Eine betrunkene junge Frau, die ihren Junggesellinnenabschied feiert und kaum mehr am Leib trägt als einen Cowboyhut und ein paar Quasten, versucht gerade, ihre Gäste zu einem Line Dance zu animieren. Der Gedanke drängt sich mir auf, ich hätte mir eine bessere Kulisse suchen sollen. Es könnte leicht der Eindruck entstehen, summa summarum sei mir unsere Beziehung nicht viel mehr wert als ein

paar Bier und ein paar sättigende, wenn auch höllisch scharfe frittierte Hähnchenflügel. Dies ist nicht der Effekt, den ich erzielen will.

Ich hatte mir vorgestellt, der Vorgang des Entflechtens würde unkompliziert und zivilisiert ablaufen, vielleicht sogar ein kleines bisschen romantisch. Die Trennung, die ich mir im Geist ausgemalt und deren Mienenspiel und Gebärden ich vorab einstudiert hatte, sah folgendermaßen aus: keine Erklärungen, nur ein schiefes, bedauerndes Lächeln, ein Abschiedskuss auf die Wange, ein letztes Winken im Hinausgehen. Wehmütige Nostalgie und das euphorische Gefühl, wieder frei zu sein – mag sein, dass dies eine hochexplosive Kombipackung ergab, aber zumindest war es eine, die wir beide verstehen und gutheißen würden.

Stattdessen schaut Andrew mich seltsam verwirrt an, als sähe er mich zum ersten Mal und könnte meinen Akzent nicht einordnen. Ich weiche seinem Blick aus. Ich unterdrücke das überwältigende Verlangen, aus dem Lokal zu laufen, mich in den Strudel der Third Avenue zu stürzen und in dem Strom der Menschen unterzugehen, der sich aus den Nachtlökalen auf die Straße ergießt. Ohne Zweifel wäre das weniger schlimm, als spüren zu müssen, wie Andrews Verwirrung aus seinen Poren strömt wie ein schlechter Geruch. Ich schlinge meine Beine um den Barhocker und starre auf den Klecks Barbecuesauce auf Andrews Oberlippe. Der Anblick hilft mir, meine Schuldgefühle zu lindern. Wie konnte ich allen Ernstes eine Beziehung mit einem Mann anstreben, der mit Barbecuesauce im Gesicht herumläuft? Doch das ist nicht fair, Andrew läuft nirgendwohin. Er sitzt starr und steif da, wie vom Blitz getroffen.

Und auch ich bin mit Gewürzsauce dekoriert. Mit dem Klecks Ketchup auf meinem schneeweißen Tank-Top könnte man meinen, mein Herz würde bluten.

»Unsere Beziehung war nie was für die Ewigkeit. Das wusstest du doch auch«, sage ich, aber aus seinem Schweigen, und vor allem den Ereignissen der vergangenen zwei Tage, entnehme ich, dass dem nicht so war. Ich frage mich, ob er den Wunsch verspürt, mich zu schlagen. Fast wünsche ich, er würde es tun.

Inzwischen kommt es mir seltsam vor, dass ich diesen Moment nicht vorausgesehen habe, dass ich nicht vorgestern schon damit angefangen habe, mir die passenden Worte zurechtzulegen. Normalerweise kriege ich Trennungen recht gut hin – darauf bilde ich mir sogar etwas ein –, und wenn Leute von sich behaupten, ihre Trennung hätte sie wie aus heiterem Himmel getroffen, halte ich sie für ziemlich unehrlich sich selbst gegenüber. Nichts passiert unvermittelt, außer vielleicht tragische Unfälle. Oder Krebs. Und selbst dagegen sollte man gewappnet sein.

Ich hätte an diesem Wochenende wohl auch einfach den Dingen ihren Lauf lassen und mich gemäß unserem ursprünglichen Plan verhalten können. Dann wäre ich morgen in meinem Bett aufgewacht, mit Andrew an meiner Seite, der mich im Arm halten würde. Später im Büro, wenn ich mich mit meinen Kollegen für den obligatorischen Klatsch am Kaffeeautomaten getroffen hätte, an dem das vergangene Wochenende unweigerlich in einem rosigeren Licht erscheint als die Wirklichkeit, hätte ich irgendeine spaßige Begebenheit an diesem langen Labour-Day-Wochenende zum Besten geben können. Und wenn ich mich, was Geschichten angeht, an das Motto halte, »Ich glaube an nichts, es sei denn, jemand erzählt mir davon«, wird mir mit einem Mal bewusst, dass ich für morgen keine Geschichten habe, die ich meinen Kollegen auftischen könnte. Zumindest keine amüsanten. Dafür habe ich gesorgt.

Stattdessen sitze ich nun in diesen letzten Stunden des Feiertagswochenendes Andrew gegenüber, dem Mann, mit dem

ich die vergangenen zwei Jahre zusammen war, und versuche ihm zu erklären, warum wir damit aufhören müssen, einander nackt zu sehen. Ich würde ihm gerne sagen, dass nur unser Alter schuld daran sei – ich bin neunundzwanzig, Andrew einunddreißig. Wir lassen uns in unserem Handeln von einer kollektiven Wahnvorstellung leiten, nämlich jener, dass wir uns, sobald wir die fünfundzwanzig überschritten haben, ziemlich willkürlich zu Paaren zusammenschließen sollen, dass wir demjenigen, der bei diesem speziellen Reise-nach-Jerusalem-Spiel zufällig auf dem Stuhl neben einem zu sitzen kommt, Handschellen anlegen. Anders kann ich mir nicht erklären, weshalb Andrew gestern dieses Tabu zwischen uns berührt hat, mit seinen Andeutungen von einem Verlobungsring, seinen Anspielungen auf einen bevorstehenden Heiratsantrag. Aber natürlich spreche ich diese Gedanken nicht laut aus. Diese Worte kommen mir so verwaschen vor, sie klingen zu sehr nach einer Ausrede, vielleicht kommen sie auch der Wahrheit zu nahe.

Wir waren nie eines dieser Paare, die in einer Traumwelt leben, sich ein Happy End anmaßen oder ihr ungeborenes Kind nach dem Ort ihres ersten Dates nennen. Eigentlich fand unser erstes Date in einem Restaurant statt, das diesem hier erstaunlich ähnlich war, und statt über die Zukunft zu reden oder gar über uns selbst, veranstalteten wir ein erbittertes Wettessen, wer von uns beiden die meisten höllisch scharfen Hähnchenflügel vertilgen könnte. Als wir das Lokal verließen, brannten unsere Lippen von der scharf gewürzten Speise derart, dass ich es kaum spürte, als er mich zum Abschied küsste. Vier Monate später gab er zu, damals überstürzt das Lokal verlassen zu haben, weil er nach dem Genuss der Hähnchenflügel Durchfall bekommen hatte. Ich brauchte noch einmal zwei Monate, bis ich ihm gestand, dass ich ihn damals absichtlich hatte gewinnen lassen. Das hat er nicht sehr gut verkräftet.

Immer wenn wir auf unsere Zukunft zu sprechen kamen, fügten wir das praktische Wort »falls« in unsere Sätze ein, um den Inhalt des Gesagten etwas zurückzunehmen, weniger bedeutungsschwer zu machen.

»Falls wir mal Kinder bekommen, hoffe ich, dass sie deine Augen und meine Zehen haben«, pflegte ich zu sagen, während ich mit den Fingerspitzen Kreise auf Andrews Bauch malte.

»Falls wir mal Kinder bekommen, hoffe ich, dass sie deinen Magen haben. Dann können wir sie zu Wettessen schicken und uns mit ihren Siegesprämien in Mexiko zur Ruhe setzen«, pflegte er zu sagen, während er meine Haare mit der Hand zu einem Pferdeschwanz zusammenfasste und sie gleich darauf wieder losließ, als wären sie nur geborgt.

Vielleicht lautet die Lektion an dieser Stelle aufpassen. (Immer ist eine Lektion dabei, nicht wahr? Das muss so sein, denn was hätte das Ganze sonst für einen Sinn?) Vielleicht lautet sie diesmal, wachsam sein, sich vorsehen. Denn irgendwie, irgendwann hat sich gestern, ohne dass ich es bemerkt, ohne dass ich es *gespürt* hätte, unser Spannungsfeld verlagert.

Wir hatten vorgehabt, mit unseren Freunden Daniel und Kate in den Central Park zu gehen, um gemeinsam unsere knappe Freizeit zu feiern, indem wir sie leichtfertig vergeudeteten. Den üblichen Dunstvorhang über Manhattan hatte eine steife Brise weggefegt, und nach der drückenden Schwüle, die im August auf uns gelastet hatte, genossen wir erleichtert den Wechsel der Jahreszeiten. Da alle anderen New Yorker offenbar schönere Orte zur Verfügung hatten, um das lange Wochenende zu verbringen, kamen wir in den Genuss menschenleerer Gehwege, was wir weidlich ausnutzten. Andrew und ich alberten herum und spielten Fangen und boxten dabei einander in die Seite, stellten dem anderen ein Bein, um ihn zum Stolpern zu bringen, kniffen einander in den Arm. Ich

befand mich nicht in einem Glückstaumel, aber ich hatte meinen Spaß. Ich verspürte kein banges Summen, kein komisches Gefühl in der Magengegend, das mich gewarnt hätte vor dem, was nun kommen sollte.

Daniel und Kate gingen uns voraus. Der Verlobungsring meiner Freundin, der weit mehr ins Auge stach, als seine Größe auf den ersten Blick vermuten ließ, funkelte und blitzte immer wieder in der Sonne auf und zeichnete Schattenspiele auf den Asphalt. Die beiden waren unsere engsten Freunde – gestern konnten wir noch »unsere« sagen, da waren wir noch »wir« –, doch irgendwie waren sie noch mehr als das, nämlich ein Symbol, wie es zwischen zwei Menschen sein kann, wie leicht und mühelos eine Bindung aussehen kann. Daniel und Kate waren die Erwachsenen, die Anführer dieses Trupps, der jedoch nur träge vorankam, denn alle vier wussten wir, wir sollten diese letzten Momente des Sommers genießen. Bald schon würden die Bäume ihr Laub abwerfen, um Platz zu machen für den Schnee.

Nachdem ich Andrew durch ein hinterhältiges Manöver gefangen hatte – erst ablenken, dann den Gegner täuschen, mit dieser Strategie gewinnt man am Ende immer –, erklärte er unser Spiel für beendet, indem er seine Finger zwischen meine schob. So schlenderten wir eine Weile dahin, Hand in Hand, bis ich spürte, wie er mit meinem nackten Ringfinger zu spielen begann und wie ein Kind seine Finger um ihn schloss. Obwohl er schwieg, war mir, als würde er die Worte laut aussprechen. Er hatte vor, mir einen Heiratsantrag zu machen.

Seine Gedanken, das spürte ich, waren ganz und gar systematisch – er überlegte, auf welche Weise er mich fragen sollte, nicht ob oder warum. Dass er sich einen Tag freinehmen und mit dem Zug nach Connecticut fahren müsse, um meinen Vater um Erlaubnis zu bitten, oder nach Riverdale, um meinen Grandpa Jack zu fragen. Dass er überlegte, wie mein

Liebblingsrestaurant hieß, bei welchem Juwelier seine Familie immer einkaufte. Er grübelte nicht darüber nach, ob er mich denn gut genug kennen würde, um unsere beiderseitige Zukunft miteinander zu verknüpfen, er machte sich keine Sorgen, er könnte die endlosen Gedankengänge nicht nachvollziehen, die sich ständig durch mein unzugängliches Gehirn winden. Aber so ist Andrew eben: Er ist ein Mensch, der sich durch Ungewissheiten und Zweifel nicht bekümmern lässt.

Ehe ich mich fragen konnte, ob meine aufsteigende Panik nur aus einer Einbildung heraus entstanden war, zog Andrew mich vor das Schaufenster eines Juweliers und legte den Arm um meine Schulter. Ich konnte förmlich sehen, wie die Brillantringe mir zuzwinkerten, mich auslachten wegen meines Unbehagens.

»Ist da irgendwas dabei, das dir gefällt?«, fragte er.

»Dieses Armband da ist hübsch«, antwortete ich. »Oh, und die Ohringe dort hinten sind toll. Ich mag solche, die so lang runterhängen. Dabei besitze ich nicht mal welche in dieser Art. Und schau mal, die garantieren dir, dass sie dir das Geld zurückgeben. Das gefällt mir, wenn man sein Geld zurückbekommt.«

»Und die Ringe?«

»Zu protzig. Die langen Ohringe sind mir lieber.«

»Sag schon, welcher Schliff würde dir denn gefallen? Prinzessenschliff, Marquiseschliff?« Der Junge hatte offensichtlich seine Hausaufgaben gemacht. Mir wurde klar, dass er sich schon länger mit diesem Thema beschäftigt.

Verdammt.

»Damit kenne ich mich überhaupt nicht aus. Das ist nicht mein Ding«, erwiderte ich wahrheitsgemäß. »Marquise« hatte ich immer für eine Insel in der Karibik gehalten. Und dann deutete ich aus lauter Verlegenheit mit dem Finger auf einen Punkt in der Ferne.

»Schau mal«, sagte ich, wie ein Kind, das ein neues Wort gelernt hat. »Ein Hündchen.«

Der restliche Nachmittag spulte sich ab wie eine gut konstruierte, flüssig geschriebene Sitcom; wir vier spielten im Park eine alberne Variante des Kinderspiels Ochs am Berg, wobei wir kindlichen Eifer an den Tag legten und einander übertrieben anrempelten. Ich benahm mich von uns vieren wohl am kindischsten, um das mulmige Gefühl in meiner Magenggend zu bekämpfen, denn anscheinend glaubte ich, mit Albernheit das Unvermeidliche abwehren zu können.

Aber eigentlich gab es keinen Ausweg für mich. Ich hatte Andrew versprochen, ich würde an diesem langen Wochenende nicht arbeiten, ja, ich hatte sogar »versehentlich« meinen BlackBerry im Büro liegen lassen, ein Versäumnis, das ich mir in den fünf Jahren, die ich nun als Prozessanwältin der Rechtsanwaltskanzlei Altman, Pryor and Tisch arbeite, noch nie geleistet hatte. Ich hatte ganz bewusst meine Leine gekappt, eine Vorstellung, die mir vor diesem Wochenende überaus angenehm erschienen war, damals, als ich noch glaubte, ich bräuchte nur eine Erholungspause vom Büro und nicht von meinem Leben. Da hatte ich noch nicht gewusst, dass ich den Wunsch verspüren könnte, mich schnurstracks wieder in meine Arbeit zu stürzen, an einen Ort zu flüchten, wo es die Worte »uns« und »wir« nicht gab.

Aber die Arbeit hätte das Ganze lediglich aufgeschoben. Vor dem Juwelierladen hatte ich eine Entscheidung getroffen. Ich würde mich von Andrew trennen, ehe er sich vor mich hinkniete und eine unmögliche Bitte an mich richtete. Ich würde unsere unschuldige und behagliche Welt in ihren Grundfesten erschüttern wie ein Schulkind, das im Kinderfernsehen mit einer Pistole herumspielt.

Doch wie leicht gleitet einem die Selbsterkenntnis aus den

Händen, wenn man merkt, man hat Probleme damit, dass gewisse Dinge »von einem erwartet werden«. Ich weiß, man erwartet von mir, dass ich den Wunsch verspüre, Andrew zu heiraten. Ich bin auch überzeugt, einige Frauen hoffen ihr ganzes Leben lang darauf, dass ein Mann vor ihnen auf die Knie fällt, oder träumen insgeheim von einem funkelnden Verlobungsring, der ihren Mitmenschen signalisiert, *schaut her, ich werde geliebt. Jemand hat mich auserwählt*. Oder sie malen sich aus, wie sie eines Tages im Arm ihres frischgebackenen Ehemanns durch den Saal tanzen, ehe die versammelten Hochzeitsgäste ausgelassen den Song *YMCA* anstimmen.

Überdies wünschen sich fast alle Frauen einen persönlichen Freund und Helfer, der sie vom Flughafen abholt, sich freut, wenn seine Partnerin Erfolg hat, und ihr die Haare aus dem Gesicht hält, wenn sie über der Toilettenschüssel gebeugt dasteht und sich übergeben muss. Und wenn ich ehrlich bin, muss ich zugeben, auch ich möchte jemanden haben, der mit mir durch dick und dünn geht.

Aber heiraten? Andrew heiraten? Mit ihm verheiratet sein, bis dass der Tod uns scheidet? Das kann ich nicht. Denn dann wäre ich nichts weiter als eine Betrügerin, die sich nach außen hin erwachsen und verantwortungsvoll gibt, während sie in Wirklichkeit die Rolle der glücklichen Braut nur spielt. Nicht einmal ich selbst möchte mein restliches Leben mit mir verheiratet sein. Wieso will es dann Andrew? Und wie soll ich einem Mann, den ich liebe, erklären, dass ich mich ihm nicht schenken kann, weil ich die Frau, die ich herschenken soll, nicht gut genug kenne? Wie soll ich ihm erklären, dass ich nicht einmal sicher bin, ob meine eigenen Worte überhaupt glaubhaft sind? Mit so etwas darf man einem Mann nicht kommen, vor allem nicht, wenn man ihn liebt. Also tue ich es auch nicht.

Stattdessen tue ich das Richtige. Ich lüge.

»Nun, das war es dann wohl«, sagt Andrew in diesem Moment zu mir. Wegen der lauten Musik aus der Jukebox kann ich ihn kaum verstehen. Seine Stimme klingt hart und resigniert, nicht die Andeutung eines Flehens ist darin zu vernehmen. Er nimmt das Ganze hin wie ein Mann, nüchtern und sachlich. Er akzeptiert es einfach.

»Es tut mir leid.«

Andrew nickt nur, als wäre er plötzlich müde geworden, als wäre sein Kopf eine zu schwere Last.

»Ich möchte, dass du weißt, wie viel du mir bedeutest«, sage ich, als würde ich aus einem Handbuch über Partnerschaftsprobleme rezitieren. Ich habe sogar den Nerv hinzuzufügen: »Das Ganze hat nichts mit dir zu tun. Es hat mit mir zu tun.«

Andrew lässt einen erstickten Lacher los. Es ist mir schließlich doch gelungen, ihn zu provozieren. Seine Verwirrung, die anfangs von Traurigkeit abgelöst wurde, hat sich nun in das verwandelt, womit ich am besten umgehen kann: blanke Wut.

»Da hast du verdammt recht, Em. Es hat allerdings mit dir zu tun. Mach dir keine Sorgen um mich. Mir ist sonnenklar, dass das alles mit dir zu tun hat.« Er greift nach seiner Jacke und will gehen. Ich will ihn aufhalten, will diesen schrecklichen Moment, ehe die Endgültigkeit eintritt, noch ein wenig hinauszögern. Aber es gibt nichts weiter zu sagen.

»Es tut mir leid«, flüstere ich, während er ein paar Geldscheine auf den Tisch wirft. »Ehrlich.« Meine Worte nehmen der Situation etwas von ihrer Schärfe, Andrews Schultern werden eine Spur lockerer.

»Ich weiß«, erwidert er und schaut mich durchdringend an. Zu meiner Überraschung lese ich in seinen Augen nicht Wut oder Trauer oder Liebe. Nein, das, was darinnen steht, sieht ganz verdammt nach Mitleid aus. Andrew räuspert sich, küsst mich auf die Wange und verlässt ruhigen Schritts das Lokal.

Binnen Sekunden ist er im Trubel der Third Avenue verschwunden. Und ich bin es, die verlassen an dem Tisch sitzen bleibt, die Tür nicht aus den Augen lässt und die höllisch scharfen Hähnchenflügel abknabbert, die Andrew übrig gelassen hat.

Ich gehe die zwanzig Blocks zu meiner Wohnung zu Fuß, und allmählich bekomme ich wieder einen klareren Kopf. Die Luft kitzelt in meiner Nase, ein weiterer Hinweis, dass der Herbst bald kommen wird. Ich biege in die Madison Avenue ein und beobachte die Menschen, die die letzten Minuten des Labour-Day-Wochenendes, die letzten Momente des Sommers genießen, die mit bunten Cocktails an kleinen Tischen sitzen, die man eilends für die Feiertage auf die Gehsteige gestellt hat. Ich beneide sie um dieses letzte Gefühl von Freiheit, ehe die neue Arbeitswoche beginnt. Ich spiele mit dem Gedanken, mich in eine schicke Bar zu setzen und mir einen Cosmopolitan zu gönnen; vielleicht kann ich so tun, als wäre ich eine von ihnen, vielleicht gelingt es mir, das Fühlen für eine, zwei Stunden hinauszuschieben.

Doch ich setze meinen Weg fort. Beim Gehen konzentriere ich mich auf die Nummern der Straßen, das Zählen dämpft meine rasenden Gedanken. *Vierzehnte, du hast getan, was du tun musstest. Dreizehnte, wir waren einfach nicht füreinander bestimmt. Zwölfte, das Ganze ist meine Schuld. Elfte, ich habe es tatsächlich getan.* Ich finde Trost im Rhythmus des Zählens und bei dem Gedanken, dass ich allein für die Tatsache unserer Trennung verantwortlich bin. Ich hätte nicht zulassen dürfen, dass unsere Beziehung sich so weit entwickelt. Ich hätte schon viel früher mit ihm Schluss machen sollen, ehe er auf die Idee kam, mich vor das Schaufenster eines Juwelierladens zu ziehen, dann wäre es für beide weniger schmerzhaft gewesen. Wenigstens, rede ich mir ein, wenigstens bin ich nun wieder

Herr der Lage. *Zehnte, du bist wieder Herr der Lage. Neunte, es geht dir bald wieder gut. Achte, er wäre ohnehin gegangen, früher oder später. Er hätte dich ohnehin irgendwann verlassen.*

Als ich zu Hause angelangt bin, geleitet mich Robert, der Portier unseres Apartmentgebäudes, durch die Eingangstür. Er ist Anfang siebzig, hat schneeweißes Haar und den passenden Vollbart dazu. Er sieht aus wie ein gütiger Gott oder Santa Claus, und er hat, wie die beiden, die Neigung, sich in die Angelegenheiten anderer Leute einzumischen. Die Tatsache, dass Robert immer da ist, und auch, dass er einen ständig mit Fragen löchert, beruhigt die Mieter des Gebäudes, das zum größten Teil aus Einzimmerwohnungen besteht; wir wissen, wenn wir heimkommen, ist immer jemand da, der sich erkundigt, wie unser Tag war, dem es auffällt, wenn wir abends wegbleiben.

»Wo ist heute Abend Ihre bessere Hälfte?«, fragt Robert.

»Bei sich zu Hause.« Robert lächelt mich an und tritt einen Schritt zur Seite, damit ich in den leeren Aufzug steigen kann.

»Gute Nacht.«

»Gute Nacht, Emily.«

In Zukunft wird mein Tag genau hier zu Ende gehen. Hier an der Eingangstür. Roberts Stimme wird die letzte sein, die ich vor dem Schlafengehen höre. Sein Gesicht das letzte, das ich sehe.

ZWEI

Als Andrew zum ersten Mal im Schlaf lachte, hätte ich ihn aufwecken und auf der Stelle mit ihm Schluss machen sollen. Niemand auf der Welt verdient es, so glücklich zu sein.

Stattdessen jedoch kuschelte ich mich an ihn, schmiegte meinen Bauch an seinen Rücken und nahm die Bewegungen seines Körpers in mich auf. Ich hatte gehofft, was immer ihn dermaßen *frei*, dermaßen *unbekümmert* machte, sei ansteckend. Dem war nicht so.

Wenn ich nachts durchschlafe, träume ich in schwarz-weiß. Ich sehe Männer, die mich durch Irrgärten verfolgen, ich erlebe, wie ich in einen Gully gesaugt werde, der die Form eines Briefkuverts hat, wie ich von einer Menschenmenge am Times Square verschluckt werde. In manchen Nächten sind meine Angstträume eher prosaisch, von der Art, wie sie überall auf der Welt geträumt werden; meine Zähne fallen mir aus, ich gehe ins Büro und merke erst dort, dass ich nackt bin, ich schreie tonlos, bis mir die Kehle brennt. Sogar meine erotischen Träume verwandeln sich bisweilen in solche, die mich quälen, die romantische Liebeskomödie entwickelt sich zum *film noir*, wobei der Genrewechsel ganz unvermittelt stattfindet. In diesen Träumen erhebe ich mich von meinem Lager, nachdem ich leidenschaftlichen Sex mit einem Fremden gehabt habe, blase Zigarettenrauch durch ein dunkles Fenster nach draußen und denke über die Person nach, die ich vergessen und der ich Unrecht getan habe.

Ich habe nicht immer Alpträume. Manchmal beschert mir die Nacht nichts weiter als friedlichen Schlummer. Aber eines



Julie Buxbaum

Wie die Liebe sein soll

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-46817-1

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2009

Eine wunderbare Liebesgeschichte für alle, die in Herzensangelegenheiten schon einmal verrückte Entscheidungen getroffen haben

Emily Haxby steht kurz davor, alles erreicht zu haben: Sie hat einen lukrativen Job in einer Anwaltskanzlei, lebt in einem schicken Apartment in Manhattan und hat in Andrew einen Partner, um den sie andere Frauen nur beneiden. Doch ausgerechnet als Andrew ihr einen Heiratsantrag macht, gehen die Gefühle mit ihr durch und sie beendet die Beziehung. Als frischgebackener Single-in-the-City versucht Emily sich Klarheit über ihr Seelenleben zu verschaffen, doch das ist mit einem dementen Großvater, einem launischen Chef und einem herrischen Vater gar nicht so einfach ...